

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920**

19.12.1920 (No. 51)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

9. Jahrg. No 51



19. Dez. 1920

## Philipp Wittkop / Luther und Gerhardt.\*)

Das 16. und zum großen Teil auch das 17. Jahrhundert sind in Deutschland durch die Probleme des religiösen Lebens bestimmt. Und was die Lyrik an Bedeutendem, an unmittelbarem Lebensausdruck hervorgebracht, liegt auf religiösem Gebiet. Das Kirchenlied des Protestantismus ist die lyrische Macht dieser Zeit. Bleibt es als Gesamterscheinung dem protestantischen Pfarrer- und Lehrerstande eigen, seinem innigen und starken, aber dogmatisch gebundenen Lebensgefühl, so hebt es sich doch in zwei Gestalten aus dieser Gebundenheit zu hinreißender persönlicher Gewalt und gibt der inneren und äußeren Form der deutschen Lyrik die erste Freiheit: in Luther und Paul Gerhardt.

Zeitlos-gewaltig durchdringen sich in Luthers Wesen und Lied die beiden wirkenden Kräfte deutschen Volkstums: die sinnliche Lebendigkeit und Naturverbundenheit des Volksliedes und die Innigkeit und Tiefe der deutschen Mystik. Wenn Luther schließlich dem tragischen Schicksal jedes Kirchenstifters unterlag, die freie Innerlichkeit seines religiösen Erlebens festen Formen und Dogmen überantworten mußte: aus seinen Liedern bricht die unmittelbare Gewalt seines persönlichen religiösen Fühlens und Glaubens, seine kampfreudige und sieghafte Seele. Sie stehen am Anfang der neueren deutschen Lyrik. Nicht als ein Einzelner singt er seine Lieder; Schulter an Schulter singt sie die Gemeinde, die Kirche selber scheint sie mitzusingen, die Mauern scheinen sie zu dröhnen; die weltgeschichtliche Gewalt seiner Aufgabe trägt ihre Rhythmen, durchstrahlt ihre Bilder. Dem Bergmannssohn, dem das Christentum Laien- nicht Priestertum war, seiner erdemnahen, ungebrochenen Lebensfülle gab sich das Volkslied in unmittelbarer Verwandtschaft. Sein frühestes bezeugtes Lied „Ein Lied von den zween Merkerern Christi, zu Brüssel von den Sophisten zu Löwen verbrant“, setzt im Anfangsstil des historischen Volksliedes ein: „Ein neues Lied wir heben an“, reißt gleich in der zweiten Zeile den Vorgang in die Höhen des religiösen Bewußtseins: „Das walt Gott unser Herre, — Zu singen, was Gott hat gethan, — Zu seinem lob und ehre“, und drängt im erzählenden Ton der Volksballade weiter: „Zu Brüssel in dem Niderland — Wohl durch zween junge knaben — Hat er sein wunder macht bekand . . . Der erst recht wohl Johannes heist, — So reich an Gottes hulden, — Seta bruder Heinrich nach dem geist — Ein rechter Christ on schulden.“ Und nun hebt mit hinreißender dramatischer Gewalt die Schilderung ihrer Kämpfe und Leiden an, im Stil der gewaltigsten historischen Kampf- und Truglieder, aber sie weit überströmend an Leidenschaft und Gehalt.

Denn der Kampf dieser Knaben mit den Löwener Sophisten ist der Kampf Gottes mit dem Teufel an der Wende der Zeit.

Sie sungen süß, sie sungen saur, Sie raubten in das klosterkleid,  
Beruchten manche listen, Die weih sie in auch namen,  
Die knaben stunden wie ein maur, Die knaben waren des bereid,  
Berachten die Sophisten . . . Sie sprachen fröhlich Amen.

Jubelnd geben sie „Die Möncherey“ dahin, um Priester im Christenorden zu werden; „mit Gottes lob und singen“ besteigen sie den Scheiterhaufen. Selbst die Sophisten ahnen, daß sie in dem unschuldigen Knaben sich selbst gerichtet haben und möchten ihre Tat verleugnen. Aber

Die aschen wil nicht lassen ab, Die er im leben durch den mord  
Sie steubt in allen landen, Zu schweigen hat gedrunge,  
Sie hilft kein bach, loch, grub Die muß er tod an allem ort  
noch grab, Mit aller stim und zungen  
Sie macht den feind zu schanden, Gar frölich lassen singen.

Und nun reißt das religiöse Siegesbewußtsein diesen Kampf und Triumph in die farbige Allgewalt des Naturlebens hinein; Ostern und Frühling, die Auferstehung Christi und der Natur durchdringen sich, das alte mythische Volkslied, der Kampf zwischen Sommer und Winter klingt an:

Der Sommer ist hart für der thür, Der das hat angefangen,  
Der winter ist vergangen, Der wird es wohl volenden.  
Die zarte blümlin gehn erfür, AMEN.

Immer, wenn Luther von der Form des Volksliedes, seiner verwandten Form, ausgeht, findet er denselben hinreißenden Rhythmus, dieselbe farbige Bildkraft. Schließt er sich enger an fremde Vorlagen an, an lateinische Kirchengesänge, an katechetische Texte, oder auch zu eng an den biblischen Text, dann verfällt er der modischen, meisterfingerlichen Silbenzählung. Mit welcher aufstrahlendem Jubel in Bild und Rhythmus, mit welcher volkstümlicher Herzenkraft und -freude weiß er Eingang und Weise eines weltlichen Kranzliedes zu übernehmen in seinem „Kinderlied auf die Weihnachten“: „Vom himmel hoch da kom ich her, — Ich bring euch gute neue mehr“. In kindlicher Einfalt tritt die Seele mit den Hirten zum „krippelin“; wie im Volkslied löst sich ihr erregtes Gefühl im Zwiegespräch, und im schlichtesten Kinderwort- und -geßöbnis gibt sich das tiefste metaphysische Lebensgefühl.

Und so gibt sich der entscheidende, weltbewegende Glaubenskampf Luthers, sein Ringen, Zweifeln und Verzweifeln in der Erfurter Zelle, seine Erweckung und Erlösung durch Christi Blut und Liebe, als aller Christen Schicksal in seiner schlichten Volksweise „Run freud euch lieben Christen gmein“:

\* Aus der bei Teubner erschienenen Neuauflage der „Neueren deutschen Lyrik“, nunmehr „Die deutschen Lyriker von Luther bis Nietzsche“ von Prof. Dr. Ph. Wittkop.

Dem Teuffel ich gefangen lag      Der frey Will hasset Gotts gericht . . .  
 Im tod war ich verloren,  
 Mein sund mich quelet nacht und tag,  
 Zur hellen mußt ich sinken.  
 Da jammers Gott in wigzeit  
 Darin ich war geboren . . .      Mein elend übermaßen . . .  
 Meinguetwerck die gOTTen nicht ..      Er sprach zu seinem lieben Son:  
 Die zeit ist hie zurbarmen.

So wird das Dogma der Erlösung zum dramatisch bewegten Einzel- und Eigenschicksal; in der Zwiesprach des Volksliedes spricht Gottvater zu Christus, Christus zur Seele:

Denn ich bin dein und du bist mein,  
 Und wo ich bleib, da solltu sein,  
 Uns soll der Feind nicht scheiden.

In gleicher volksliedhafter Anschaulichkeit, Bewegtheit und Kraft, in der gleichen sieghaften Einheit des Ichs, Gemeinde- und Gottesbewußtseins entwickeln sich „Vom himel kam der engel schar“, „Christ lag in todes banden“, „Mit fried und freud ich far dahin“, „Mitten wir im leben sind — Mit dem tod umfangen“, „Ach Gott von himel sich darein“. Wie eine gewaltige Fuge aber faßt das unergängliche Trug- und Kampflied der Reformation „Eine feste burg ist unser Gott“ alle Stimmen psalmodierend zusammen; vor seinem ehernen Schritt, seinem Posaunensubel fallen die Mauern dieser Welt, über Jahrhunderte hin wird es zum Trug- und Siegeslied aller ideellen Kämpfer:

Nemen sie den leib,  
 Gut, ehr, kind und weib,  
 Das faren dahin.  
 Sie habens kein gewin,  
 Das Reich mus uns doch bleiben.

Keiner von Luthers zahllosen Nachfolgern auf dem Gebiete des protestantischen Kirchenliedes hat ihn erreicht; er war der schöpferische Genius, der Gehalt und Form des Kirchenliedes schuf; die anderen konnten ihm nur nachempfinden, nachbilden, konnten in der Kraft und Tiefe des von Luther befreiten religiösen Lebens einzelne Lieder bis in seine Höhen heben. Die Masse der Lieder und Liederblätter, der Pfarrer und Lehrer blieb in dogmatischer und ständischer Gebundenheit. Nicolaus Decius („Allein Gott in der Höh sei Ehr“), Erasmus Alberus („Gott der Vader wän uns by“), Burkard Waldis („Wo Gott nit selb das haus aufricht“), Nicolaus Hermann heben sich heraus. Sie stehen — wie das Kirchenlied des 16. Jahrhunderts nach Luthers Vorbild überhaupt — unter dem Einfluß des Volksliedes. Im 17. Jahrhundert bringt der Schlesier Johann Hermann Sprache und Form des Kirchenliedes unter den Einfluß der Opitzschen Poetik, der Gelehrtenlyrik. Philippus Nicolai („Wie schön leuchtet der Morgenstern“, „Wachet auf, ruft uns die Stimme“), Martin Rindart („Nun danket alle Gott“), Georg Neumark („Wer nur den lieben Gott läßt walten“) und Joachim Neander („Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren“) ragen aus dieser Reihe. Alle aber überragt Paul Gerhardt (1607—1676), die einzige, nicht an weltanschaulicher Gewalt, aber an lyrischer Eigenart Luther vergleichbare Persönlichkeit. Er ist, dem Ende des protestantischen Kirchenliedes zu, sein zarter, inniger, einzerner Ausklang. Luther singt: Wir glauben all an einen Gott, Eine feste Burg ist unser Gott, Erhalt uns Herr bei deinem Wort. Gerhardt: Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich, Ich singe dir mit Herz und Mund, Sollt ich meinem Gott nicht singen. Für Luther war die Kirche sowohl Objekt als Subjekt seiner

Lyrik. In Gerhardts Liedern findet die Kirche keinen Platz, kein Vers kündet von ihrem Wert oder Wesen. Sein religiöses Leben ist das individuellere des 17. Jahrhunderts, das — auf dem Boden des Dogmas — kraft des allgemeinen protestantischen Priesterrechts sich einzeln und unmittelbar zu Gott in Beziehung setzt. Nicht für den Gemeindegesang sind Gerhardts Lieder ursprünglich bestimmt, sondern für den kirchlichen Chorgesang (Schülerchor) und die häusliche Andacht (Gesang, Schriftlesung und Gebet), die im Protestantismus das religiöse Leben von den kirchlichen Gnadenstätten bedeutungsvoll in die Familie trug.

Auch Gerhardt wächst aus den Formen der Gelehrtenlyrik. Die Quellen zu seinen Gedichten sind nächst der Bibel — von seinen 133 deutschen Gedichten haben 54 biblische Texte als Vorlagen — die seit dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts erwachsende Erbauungsliteratur, Martin Möllers „Meditationes“ 1584 und 91, Johann Arndts „Paradys-Gärtlein“ 1612 Johann Gerhardts „Quinquaginta meditationes sacrae“ 1606 usw. Dazu kam die Predigt und Postillenkunst, gemügte Weltfügungen, Gedankengänge und Bilder aus dem literarischen Gemeinbesitz des protestantischen Liedes. Diese stoffliche und sprachliche Gebundenheit teilte das geistliche Lied des 17. Jahrhunderts mit der Gelehrtenlyrik. Und auch Gerhardts Lieder — beweist Hermann Petrich, sein gründlicher Biograph — machen „von dem grundsätzlichen Entlehnungsbedürfnis alles Dichtens und Schreibens seiner Zeit keine Ausnahme“, er ist „ebenfalls in die Gedankengänge und Gedankenprägungen eingetreten, die er vorfand“. Aber die tiefe Frömmigkeit, die gläubige Herz in ihnen sich stürzt und befreit. Die Liebesgemeinschaft zwischen Gott und Mensch kraft der Erlösungstat des göttlichen Sohnes ist der Mittelpunkt von Gerhardts Lebensgefühl. Aus dieser Gotteskindschaft blüht ihm Sicherheit und Vertrauen, Reinheit und Frieden:

Befiehl du deine Wege      Der Wolken, Luft und Winden,  
 Und was dein Herze kränkt,      Gibt Wege, Lauf und Bahn,  
 Der allertrauesten Pflege      Der wird auch Wege finden,  
 Des, der den Himmel lenkt.      Da dein Fuß gehen kann.

Vor dieser gläubigen Zuversicht müssen die Menschenjende weichen: Sünde, Teufel, Welt und Tod. Eine beständige und nutige Freude erfüllt die Seele. Die Gnadenfonne Gottes überglänzt den Lebensweg, daß auch die einfachsten, alltäglichen Dinge aufleuchten und fröhlich machen, daß auch Felder und Gärten in neuer Bedeutung blühen.

Aber dieser freien Innigkeit des Gefühls steht eine ängstliche Gebundenheit des Intellekts gegenüber. Und wenn Gerhardt, als lutherischer Diakonus an St. Nikolai Berlin, vor dem reformierten großen Kurfürsten zum konfessionellen Märtyrer wird, der sein Amt preisgibt, so wird er es nicht aus der Notwendigkeit eines freien und lauten Bekenntners, sondern aus überängstlichen dogmatischen Gewissensbedenken. Seine polemischen Schriften dieser Zeit stecken ganz im engen dogmatischen Nationalismus der damaligen orthodoxen Streittheologie. So ist es noch nicht voll begründet, wenn Gerhardt „Ich“ sagt in seinen Liedern. So steht er noch am Rande der ständischen Lyrik, von da er mit stillen treuen Augen in das Land der freien Persönlichkeit hinüberblickt.

Karl Preisendanz / A. Holders handschriftlicher Nachlaß.

In einer Würdigung Alfred Holders, des 1916 verstorbenen Leiters der Badischen Landesbibliothek, hat Daniel Feuling zusammengefaßt, was die unermüdliche Schaffenskraft dieses wirklich „stillen Gelehrten“ im Lauf eines langen Lebens an Veröffentlichungen zu zeitigen vermochte (Historisch-politische Blätter 157, 1916 S. 469—480). Man staunt da über die Vielseitigkeit, mit der Holder in den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft sich versucht und betätigt hat. Freilich war es weniger ein hemmungsloser Produktionsdrang als ein eiserner Fleiß, der Holder trieb, ohne Ablassen am Studiertisch zu sitzen und die Ergebnisse seiner Ferienreisen zu verarbeiten; führten ihn die alljährlich nach fernen Städten des Auslands, so galt doch ihr Ziel nicht ihnen

selbst, sondern einzig den größten Schätzen ihrer Bibliotheken: Holders Leben kam einem unaufhörlichem Suchen und Sehnen nach alten Handschriften gleich.

Was ihn fast allein fesselte, war der Text der antiken und frühmittelalterlichen Schriftsteller. Der Text als solcher; der Inhalt und seine Bewertung für die Erkenntnis von Kultur und Wesen des Altertums stand ihm erst an zweiter Stelle. So kam es auch, daß Holder kein selbständiges Buch mit eigenen Worten und Gedanken geschrieben, sondern nur für die Textgestaltung der von ihm behandelten und herausgegebenen Autoren alle Kraft seines Scharfsinns, seiner Kombinationsgabe und seiner Augen eingesetzt hat. Holder bildete sich zu einem ausschließlichen Text-

kritiker aus, der die literarische Ueberslieferung der klassischen Schriftwerke aus ungezählten Handschriften Buchstabe um Buchstabe ausschrieb und mit den vorhandenen gedruckten Texten verglich. So erwuchsen im Lauf der Jahre Stöße, Berge von Vergleichen und Abschriften, „Kollationen“, die Holder den Stoff abgaben, neue Editionen zu schaffen; und P. Feulings Nachruf zeigt, wie groß ihre Zahl war. Das gesamte Material der Abschriften, die Holder aus den Manuskripten der verschiedensten Bibliotheken Europas gewinnen konnte, hat vor einiger Zeit sein Sohn Eduard Holder an die Handschriftenabteilung der Badischen Landesbibliothek schenkweise abgegeben, die dadurch um nicht weniger als 150 Nummern ihres neueren Bestandes an Karlsruher Handschriften bereichert wurde.

Gleichwertig reibt sich diese Sammlung früheren Erwerbungen an, die aus handschriftlichen Werken, Arbeiten und wissenschaftlichen Briefwechseln bestehen, so aus den Nachlässen der Heidelberger Professoren Fr. Creuzer (Karlsru. Hs. 891—904) und Karl Ludw. Kayser (560 Nummern). Holders nachgelassenes handschriftliches Werk (Karlsru. Handschr. 1455—1605) enthält neben vielem Abgeschlossenem zahlreiche unvollständige, unvollendete Arbeiten. Wie es in seiner Art lag, hat er nur schwer den Versuchungen widerstanden, mit denen sein wissenschaftliches Amt fast täglich an ihn herantrat. Oft weckte nicht so sehr das wirkliche, innere Bedürfnis, sich mit gewissen Schriftstellern zu beschäftigen, auch nicht die tatsächliche Notwendigkeit einer neuen Bearbeitung oder Ausgabe in ihm den Wunsch, sich eingehend mit ihnen zu befassen, als vielmehr die lockende Gelegenheit von außen her: bekam er eine alte wertvolle Handschrift zu Gesicht, sofort reizte sie ihn auch zu neuem Vergleichen oder zur ganzen Abschrift, und er vergaß darüber völlig die tatsächlichen Schwierigkeiten, die bei jeder Ausgabe noch alle zu überwinden sind, auch wenn der Text gelesen und festgestellt ist. So kommt es, daß in Holders Nachlaß zu vielen Autoren nur die Kollationen aus einzelnen Handschriften, nicht aber die Lesarten sämtlicher maßgebenden Ueberslieferungsquellen sich finden. Doch auch diese Vorarbeiten, die Holder mit größter Sorgfalt und fast kleinlicher Feinsichtigkeit in fremden Bibliotheken, den Heimatstätten der betreffenden Handschriften, ausgeführt hat, können für die deutsche Forschung Wert und Bedeutung gewinnen: es ist heute bei weitem nicht mehr so einfach und mit so verhältnismäßig geringem Kostenaufwand verbunden wie vor dem Krieg, zu nur wissenschaftlichen Zwecken ins Ausland zu reisen. Da kann es der deutsche Gelehrte nur begrüßen, wenn er hier und dort in Holders Nachlaß schon manche Vorarbeit für seine eigenen Studien antrifft.

Weit höheren Wert besitzen natürlich die Sammlungen Holders, die vollständig die Lesarten sämtlicher Handschriften eines Schriftstellers verzeichnen, mit deren Hilfe der Fachgelehrte eine Ausgabe völlig herstellen und den Text mit dem gesamten „kritischen Apparat“ versehen kann. Holder hat selbst viele Ausgaben veranstaltet, zu denen sich seine vorbereitenden Arbeiten glücklicherweise erhalten haben. Denn obwohl er sich für jede Edition auf ein enormes, meist vollständiges Textmaterial stützen konnte, hielt er es oft für überflüssig, die Varianten der zahlreichen mehr oder minder wichtigen Handschriften mitzuteilen; er rekonstruierte sich dagegen mit Vorliebe aus seinem gesamten Apparat eine ideale Urhandschrift, deren mutmaßlichen, aus dem Vergleichen aller Varianten gewonnenen Text er in seiner Ausgabe als eigentliches authentisches Wort des antiken Schriftstellers druckte, ohne der Fachwelt die nötige, genaue Rechenschaft für sein Vorgehen abzulegen. Diese allzu persönliche Verarbeitung einer Unmenge von Kollationen hat Holders Ausgaben sehr geschadet, und er, der hartnäckig an seiner Methode festhielt, hat darum manchen berechtigten Tadel erfahren. Erst jetzt kann die fast unendliche Fülle der alten Texte, die Holder im Lauf seines langen Lebens aus den Bibliotheken Europas zusammengetragen hat, eigentlich von der Allgemeinheit der gelehrten Welt ausgenützt werden. Vor allem sind es Cäsars Schriften, zu deren kritischer Ausgabe Holders Fleiß einen unübertrefflichen Apparat geschaffen hat. Wohl in keiner Bibliothek liegt eine Cäsar-Handschrift, die Holder nicht Wort für Wort verglichen hätte. Diese Riesearbeit (Karlsru. Hs. 1470—1510), die neben so vielen andern herging, konnte auch nur von einem Gelehrten bewältigt werden, der Stunde um Stunde seiner Fertigkeiten lediglich dem Einen Zweck widmete, der an den Schönheiten und am Leben fremder Städte und Länder wie mit geschlossenen Augen vorüberzugehen vermochte. Hol-

der betrat als erster den Arbeitsaal der Bibliothek, um ihn als Lescher zu verlassen. Pausen in der Arbeit kannte er, der völlig anspruchlos Gelehrte, nicht. Auf diese Weise hat er sich und der Wissenschaft gewaltige Apparate erarbeitet zu Cäsar, Horaz (Karlsru. 1541—1558), Tacitus' Germania (Karlsru. 1574 bis 1575), zu Herodot (Karlsru. 1523—24), zu den Leben der Heiligen (Karlsru. 1577—1579), die er wohl noch herauszugeben beabsichtigte, wie er ja aus diesem Gebiet der späteren Literatur auch die „Auffindung des hl. Kreuzes“ (Karlsru. 1580) ediert hat. Daneben stehen außerordentlich umfangreiche, oft sehr schwer zu entziffernde Abschriften von deutschen und lateinischen Glossen (Karlsru. 1519—1521, 1604), zu deren Verwertung Holder nur gelegentlich in Zeitschriften kam.

Hier alle Gebiete zu erwähnen, auf denen er sich betätigt hat, ist bei ihrer schier unübersehbaren Fülle unmöglich. Es genüge mitzuteilen, daß jetzt das ganze handschriftliche Werk Holders durch die Vermittlung der Landesbibliothek jedem zur Verfügung steht, der es zu wissenschaftlichem Zweck einzusehen und zu verwerten wünscht. Das — vorerst noch kaum zu erwartende — gedruckte Verzeichnis der neuen Zugänge von Handschriften wird seinerzeit auch über den Bestand des Holderschen Nachlasses im einzelnen berichten.

Wissenswert dürfte es noch erscheinen, daß dieser Nachlaß neben den Arbeiten Holders aus seiner frühesten und spätesten Zeit, vom Rastatter Schulaufsatz, vom Präparationsheftchen an bis zu den Vorarbeiten zu seinen Klassikerausgaben, auch andere wichtige Materialien enthält. Zu ihnen mag man vor allem eine große Zahl Nachschriften von Vorlesungen bedeutender Gelehrten aus dem letzten Jahrhundert zählen, unter denen besonders Universitätslehrer von Bonn und Heidelberg vertreten sind, wo Holder seine Studienjahre verlebte hat. Erwähnt seien nur Gelehrte wie A. Holtmann, D. Jahn, R. L. Kayser, Th. Mommsen, Müllenhoff, R. W. Reifferscheid, Fr. Ritschl, K. B. Stark, H. Steinthal, J. Wahlen; auch diese Erwerbungen bilden jetzt einen unverächtlichen Bestand unserer Karlsruher Handschriften (1581 bis 1594, mit vielen Einzelnummern). Dazu kommt eine reichliche Menge von Briefen. Holder hat eine umfangreiche wissenschaftliche Korrespondenz geführt mit sehr vielen deutschen und ausländischen Gelehrten, die seine Hilfe namentlich zu der Zeit in Anspruch nehmen mußten, als die Beschreibung der Reichsauer Handschriften, des wertvollsten Besitzes der Landesbibliothek, noch nicht im Druck erschienen war (1906, 1914). Die bedeutendsten dieser Schreiben, die schon an sich Autogrammwerte haben, stammen von P. de Lagarde, H. Usener, Woelfflin und P. v. Winterfeld; seine Briefe an Holder werden dem künftigen Biographen dieses unglücklichen Gelehrten unentbehrlich sein.

Bewiß enthält dieser Nachlaß nicht ausschließlich wertvolle Stücke. Holder hatte die Gewohnheit, sämtliche Notizen von eigener und fremder Hand, auch die belanglosesten, aufzubewahren. So fand sich nach seinem Tod eine unglaubliche Menge von Zetteln und Zettelchen, die auf ihren Inhalt und Wert hin zu prüfen waren. Und nicht immer war es leicht, die Spreu vom Weizen zu scheiden. Immerhin konnte ein ansehnliches Papierquantum als Makulatur vernichtet werden, ohne daß man zu fürchten brauchte, irgend ein Schriftstück von Wert der gelehrten Mit- und Nachwelt entzogen zu haben; und dennoch blieb eine erstaunlich umfangreiche Masse von Dokumenten zurück, in denen Holders ganzes Leben, denn seine wissenschaftliche Arbeit allein war sein Leben, verankert liegt. Sie haben ihn und die Seinigen mit irdischem Gut nicht bereichert, haben ihn nur seine ganze freie Zeit und Arbeitskraft gekostet. Aber, mag auch vieles von dem, was er in unermüdlicher Arbeit erreicht hat, Stückwerk geblieben sein, das Ganze steht da als unvergänglicher Beweis für den seltenen, zähen Fleiß eines Gelehrten, der bei allem, was er schrieb und arbeitete, nur an die Sache, seine Forschung, nie an äußeren Vorteilen dachte. Daß sein wissenschaftlicher Gesamtnachlaß durch das weitreichende und selbstlose Entgegenkommen seines Sohnes als zusammenhängendes Ganzes an die Landesbibliothek überging, in der A. Holder den Hauptteil seines Lebens verbracht hat, entsprach zweifellos seinem eignen Denken mehr als ein Zerstreuen der zahllosen Hefte in die Schränke der Antiquare. Holders Gedächtnis bleibt schon dadurch für alle Zeiten gesichert. Und jetzt, wo sein Werk gesichtet und geordnet liegt, mag die Wissenschaft zu reifen und nach Bedarf diese Früchte länger entlagungsvoller Arbeit verwerten: ein restloses Ausnutzen seiner Ergebnisse wird A. Holders Andenken am reichsten und schönsten ehren.

## Ernst Traumann / Beethoven und Goethe.

In dem Jahre, worin das arme Deutschland, fast erwürgt von der Faust seiner erbarmungslosen Bergewaltiger, sich aufricht, den 150. Geburtstag Beethovens feierlich zu begehen und der undankbaren Welt wieder einmal zu zeigen, welche geistige Wohlthaten sie von ihm empfing, geziemt gewiß auch eine Betrachtung, in welchem Verhältnis unser größter Tonkünstler zu unserem größten Dichter, zu seinem erhabensten Zeitgenossen Goethe stand. Goethe war der Dichter, den er seit seiner Kindheit am liebsten liebte und am höchsten verehrte, in dessen „einzigem unsterblichen Werken“, wie er ihm einmal schrieb, er „von seinen Jünglingsjahren an lebte“. Dieser Neigung und Bewunderung entsprangen die Musik zum Egmont, die Kompositionen dreier Stücke aus dem Faust, eines aus „Claudine“ und dem „Jahrmärtsfest“, das Chorwerk „Meeresstille und glückliche Fahrt“, sowie eine lange Reihe von Liedern, deren Innigkeit — man braucht nur an die bekanntesten zu erinnern: „Freudvoll und leidvoll“, „Kennst du das Land“, „Wie herrlich leuchtet mir die Natur“, „Wonne der Wehmut“, „Trost in Tränen“ — verrät, wie tief er sich in die Seele Goethischer Poesie versenkt hat. Nur Schubert mag ihn in dieser Kongenialität noch übertroffen haben. Lange hat es gedauert, bis der große Einsame, der in brieflichen und mündlichen Äußerungen so schwerfällig war und dessen Menschenscheu die zunehmende Taubheit noch vermehrte, sich dem Weimarer Gewaltigen näherte.

Als Einundvierzigjähriger erst kündigte er ihm, wohl von Bettina von Arnim ermutigt, am 12. April 1811 in einem Schreiben voll vornehmster und bescheldender Huldbildung die bereits seit dem Winter 1809/10 geschaffene Musik zu Egmont an und ließ den Brief durch den Wiener Franz v. Oliva überbringen, der dem Adressaten auch Beethovens Kompositionen vorspielte. Goethe antwortete aus Karlsbad am 25. Juni auf Verbindlichste, indem er die Gesinnungen des Musikers ausdrücklich erwidert und den längst gehegten Wunsch zu erkennen gibt, ihn am Klavier bewundern und sich an seinem außerordentlichen Talent ergötzen zu dürfen, dankbar für die ihm zugeordnete Musik von Egmont, dem er im nächsten Winter bei der Aufführung des Stückes in Weimar zum Leben zu verhelfen hofft. Geschickte Künstler und Liebhaber hatten ihm schon einiges von Beethovens Arbeiten vorgelesen. Sein übriges Wissen von dem mehr und mehr die musikalische Welt erschütternden und erobernden Wiener verdankte er zumeist seinem Berliner Freunde Zelter, der freilich, seiner ganzen künstlerischen Einstellung und Bildung nach, dem alles umwährenden Genie Beethovens kein volles Verständnis entgegenzubringen vermochte. Ob Goethe durch dieses beschränkte Interesse seines musikalischen Beraters in der größeren Anerkennung und tieferen Erfassung Beethovens sich behindern ließ, stehe dahin. Doch waren der Aneignung und Durchdringung dieses unerhörten Phänomens durch Goethes eigene, sonst so begnadete Natur Schranken gesetzt, die er selbst am besten kannte, durch eine mangelhafte Begabung für die Musik, die er auch mehr durch Nachdenken als durch Genus kennen lernte — eine Lücke, die er mit den schmerzlichen Worten beklagte: „Ahm fehle ein Drittel des Lebens“. So dünkte ihm, der in der Tonkunst wohl das Kräftig-Aufmernde liebte, aber das Aufwühlende nicht vertraut, auch Beethovens Musik, als sie ihm von Oliva vorgelesen wurde, wie Ringes Arrangement die in seinem Weimarer Musikzimmer hingen, „zum Rasendwerden, schön und toll“ zugleich, und er meinte gegenüber dem Zuhörer Votiv: „Das will alles umfassen und verliert sich darüber ins Elementarische“.

Der Juli 1812 brachte Goethe die persönliche Bekanntschaft des Unbegreiflichen. Es war das merkwürdige Zusammentreffen in Teplitz, das durch Bettinas eigenhändig aufgeschickte Mitteilungen dreier angeblicher Briefe Beethovens an sie in ihrem „Alius Pamphilus“ und eines eigenen Schreibens an Pückler-Muskau sein romantisches und sensationelles Gepräge erhielt. Sie war nebst ihrem Gatten zugleich mit Beethoven und Goethe in Teplitz, der aber „von ihnen nicht die geringste Notiz nahm, froh, die Tollhäuser los zu sein“. Nach Bettinas Bericht habe Beethoven dem Dichter vorgespielt und, als der ergriffene Goethe darüber seinen Beifall vergaß, ihn mit dem Berliner Publikum verglichen und zu ihm gesagt: „Ich sah, daß ich ein romantisches, aber kein künstlerisches Auditorium gehabt hatte. Aber von Euch, Goethe, lasse ich mir das nicht gefallen!“ Dann wird die berühmte und berühmte Szene geschildert, als beide dem kaiserlichen Hofe begegneten und Goethe, der Minister, ehrfurchtsvoll grüßend zur Seite trat, während Beethoven mit untergeschlagenen Armen durch den dichten Haufen ging; auch wie der Musiker dem Dichter hinterher ob dieser Devotion den Kopf gewaschen habe. Wie dem auch sei — in der flüchtigen Form Bettinas, hat sie der unbeholfene Briefschreiber Beethoven sicher nicht verfaßt — an Breitkopf & Härtel schrieb Beethoven unterm 9. August, Goethe behage die Hoflust zu sehr, mehr als es einem Dichter

gezieme. Von Goethe andererseits liegen zwei briefliche Urteile vor, eines an seine Frau vom 19. Juli aus Teplitz über Beethovens Spiel: er habe zusammengerasteter, energischer, inniger noch keinen Künstler gesehen und er begreife recht gut, wie der gegen die Welt wunderbar stehen müsse. Das andere an Zelter vom 2. September aus Karlsbad über den Menschen: „Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt; allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar gar nicht unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freilich dadurch weder für sich, noch für andere genugsamer macht. Sehr zu entschuldigen ist es hingegen und sehr zu bedauern, da ihn sein Gehör verläßt, das vielleicht dem musikalischen Teil seines Wesens weniger als dem geistigen schadet. Er, der ohnehin lakonischer Natur ist, wird es nun doppelt durch diesen Mangel. Am 20. Juli hatten beide eine Spazierfahrt nach Berlin gemacht, und wir dürftige Epigonen beneiden die Zeitgenossen der Großen um den Anblick, wie der Titane neben dem Jupiter im Wagen saß, der düster blidende Stimmstärmer neben dem Stillschen, vor dessen strahlendem Sonnen- und Weltange seine ungebändigte Kraft sich beugte. Am 21. und 22. Juli ist Beethoven Goethes abendlicher Gast, und der Dichter notiert: „Er spielte köstlich.“ Auch in Karlsbad, wohin Beethoven am 27. Juli abreiste und wo Goethe später seine Ankunft im Tagebuche vermerkte, trafen sich die beiden vermutlich; wenigstens erzählt der Schriftsteller Ludwig von Frankl die hübsche Anekdote, Beethoven habe beim gemeinsamen Spaziergange, als die Badegäste ehrerbietig grüßend ihnen auswichen, zu Goethe, der sich über diese Störung ihres Gesprächs unwillig äußerte, er könne sich der Komplimente nicht erwehren, lächelnd gesagt: „Machen sich Euer Excellenz nichts drauß, die Komplimente gelten vielleicht mir!“ Se non e vero — jedenfalls erfreut uns dieses heitere Gegenstück zur Teplitzer Begegnung und dieser seltenen Sonnenstrahl auf der stets umwölkten Stirne des Giganten.

Im Herbst 1821 kam, wie ein Dichtselb, der zwölfjährige Felix Mendelssohn, von Zelter eingeführt, ins gastliche Goethehaus. Der Berliner Musikkritiker und Schriftsteller Ludwig Kellner hat uns höchst anmutig von jenem reizenden Besuche erzählt: Wie das Wunderkind durch sein Phantasieren, sein Bach- und Mozartspiel die Anwesenden und besonders Goethe entzückte, und wie ihm schließlich der Alte, um ihn auf ein Extempore zu prüfen, aus seiner Manuskriptsammlung, auf die er sehr stolz war, zuerst ein klar geschriebenes Notenblatt von Mozart vorlegte, das der Kleine so sicher spielte, als wisse er es seit Jahr und Tag auswendig. Und dann legte er mit einem scherzenden: „Nun nimm Dich in acht!“ ein anderes Blatt auf den Pult. „Das sah in der Tat sehr seltsam aus“, fährt Kellner fort, „man wußte kaum, ob es Noten waren oder nur ein Uniertes, mit Tinte besprühtes, an unzähligen Stellen verwischtes Blatt. Felix Mendelssohn lachte verwundert laut auf. Wie ist das geschrieben! Wie soll man das lesen? rief er aus. Doch plötzlich wurde er ernsthaft; denn indem Goethe die Frage aussprach: „Nun rate einmal, wer das geschrieben?“ rief Zelter schon: „Das hat ja Beethoven geschrieben! Das kann man auf eine Meile sehen! Der schreibt immer wie mit einem Besenfelde und mit dem Armel über die frisch geschriebenen Noten.“ Ich habe viele Manuskripte von ihm: Die sind leicht zu erkennen.“ Bei diesem Namen aber war Felix Mendelssohn plötzlich ernsthaft geworden; ein helles Staunen verriet sich in seinen Zügen. Goethe betrachtete ihn mit forschenden, freudestrahlenden Blicken. Der Knabe hielt das Auge unverwandt auf das Manuskript gespannt und leuchtende Ueberraschung überflog seine Züge, wie sich aus dem Chaos ausgegründener, frisch verwehter über- und wischengeschriebener Noten und Worte ein hoher Gedanke der Schönheit, der tiefen edlen Erfindung hervorrang. Das alles wahrte aber nur Sekunden; denn Goethe wollte die Prüfung scharf stellen, dem Spieler keine Zeit zur Vorbereitung lassen. „Siehst Du“, rief er, „sagt ich dir's nicht, du würdest stecken bleiben? Jetzt versuch! Sei es, was du kannst!“ Felix begann sofort zu spielen. Es war ein einfaches Lied; deutlich geschrieben, eine Kinderleichte, gar keine Aufgabe, selbst für einen mittleren Spieler, so aber gehörte doch dazu, um aus den zehn und zwanzig ausgedruckten, halb und ganz verwischten Noten und Stellen die gütigen herauszufinden, eine Schnelligkeit und Sicherheit des Ueberblicks, wie sie wenig erringen werden. Einmal spielte er es so durch, im allgemeinen richtig, aber doch einzeln innehaltend, manchen Fehlgriff unter einem raschen: „Nein so!“ verbessernd; dann rief er: „Jetzt will ich es Ihnen vorspielen!“ Und dieses zweite Mal fehlte auch nicht eine Note; die Singstimme sang er teils, teils spielte er sie mit. Mit diesem Probestück ließ es Goethe genug sein. Daß der junge Spieler wiederum das reichste Lob erntete, welches sich bei Goethe in den niedrigen Scherz versteckte: „Hier habe er doch gestockt und sei nicht ganz sicher gewesen — darf ich kaum hinzufügen.“

Der seine, schöne Wunderknaube Felix Mendelssohn, dem greis, majestätischen Goethe den Riesen Beethoven vermittelnd — dieser Anblick gehört zu den lieblichsten, herzerhebendsten Bildern im gesegneten Leben des Dichters und unserer ganzen Kulturgeschichte. Es ist, als ob der Faust-Plutus, der „Mummenchanz“ und der Knabe Venter, der die Verschwendung und die Poesie zugleich bedeutet, lebendig geworden seien und der Alte zum Jünger, zu dem Sohn, an dem er Wohlgefallen hatte und der die Zukunft in sich trug, gesagt hätte: „Bist Geist von meinem Geiste / Du handelst stets nach meinem Sinn / Bist reicher, als ich selber bin . . .“ Neun Jahre später, im Mai 1830, betrat Mendelssohn, nunmehr ein angesehener Mann, nochmals die heiligen Hallen am Weimarer Frauenplan, und er schildert selbst unter anderen Erlebnissen die Szene: „Vormittags muß ich ihm ein Ständchen Klavier spielen, von allen verschiedenen großen Komponisten nach der Zeitfolge, und muß ihm erzählen, wie sie die Sache weitergebracht hätten, und dazu sitzt er in einer dunklen Ecke wie ein Jupiter tonans und blüht mit den alten Augen. In den Beethoven wollte er gar nicht heran; ich sagte aber, ich könne ihm nicht helfen, und spielte ihm das erste Stück der E-Moll-Symphonie vor, das berührte ihn ganz seltsam. Er sagte erst: „Das bewegt aber gar nichts, das macht nur stannen; das ist grandios!“ Und dann brummte er so weiter und fing nach langer Zeit wieder an: „Das ist sehr groß, ganz toll! Man möchte sich fürchten, das Haus fiele ein! Und wenn das nun alle die Menschen zusammenspielen!“ — Und bei Tisch, mitten in einem anderen Gespräch, fing er wieder damit an.“

Bei diesem fast jurächtlichen Staunen, wie er es vor dem Urphänomen empfand, ließ es Goethes Gefühl gegenüber der Kunst Beethovens bewenden. Hier lagen auch bei dem Göttersohne die Grenzen seiner Menschheit. Aber es tröstete uns im Bestjahre, wie immer, daß die beiden mächtigsten Sterne am deutschen Kunststimmeln einmal in Konjunktion getreten sind und sich freundlich angeblickt haben. Vieles war

ja zu unserem Scherz in Goethes strahlender Bahn so seltsam verfaßt, durch Schicksalsstöße und eigene Schuld. Dem dämonischen Korjen und Menschenverächter konnte er in Erfurt, in der Maienblüte französischen Siegesübermutes, die Worte abringen: „Vous êtes un homme“, und er fand in ihm einen Bewunderer seines „Werther“; aber Friedrich den Großen, der so wegwerfend über den „Göt“, die Morgenröte unserer klassischen Zeit, in seiner Schmähschrift „De la littérature allemande“ geurteilt, vermochte der alle bestiegende Apoll nicht zu befehlen, da er bei seinem einzigen Berliner Besuche den König verfehlte und nur seine Kreaturen, seine „eigenen Lumpenhunde“ über ihn räteln hörte“. Lessing, den abgöttisch verehrten, der sich vom „Göt“ und vom „Werther“ unwillig abgewendet hatte, umging er in Leipzig, und als er sich später in Weimar anschickte, den einsamen Kämpfer im nahen Wolfenbüttel aufzusuchen, da erreichte ihn seine — Todeskunde. Heinrich v. Kleist, der ihm, wie Beethoven auf den „Anien seines Herzens“ genahet war, hat er verkannt und verschmäht, so daß er an ihm zerbrach. Franz Schubert, den süßesten Dolmetscher seiner Lyrik, hat er nicht beachtet. Auch Blücher, dem er so herrliche Verse widmete, hat er nie ins lähne Felderantlitz geschaut, und vorzüglich wirkt auf uns Nachgeborene nur der Gedanke, daß sich seine Spähre mit dem Kreise des wuchtigen Freiherrn von Stein berührt hat, im glorreichen Monat der Waterlooer Schlacht, als die beiden größten Deutschen ihres Jahrhunderts, nach E. M. Arnolds köstlicher Schilderung, von Nassau im Wagen nach Köln fuhren und hier vorsichtig, wie der steinerne und irdene Topf in der Aesopischen Fabel, mit einem zarten Noli me tangere nebeneinander herschritten. Wagenfahrt und Behutsamkeit der Insassen, auch der physiognomische und geistige Gegensatz der beiden erinnern an das Teufel-Duo zwischen Goethe und Beethoven. Auch hier ein flüchtiges Begegnen ohne ein tieferes Bedürfnis, sich zu verständigen und zu nähern, und dann ein Fortwandeln in der eigenen Sternensbahn die ihnen das Schicksal zur Vollendung ihrer göttlichen Aufgabe zugemessen hatte.

## Karl Dietsche / Ein Streifzug durch die städtischen Sammlungen.

Als einer, der dem roten Haus am Archiplatz schon des öftern seinen Besuch abstatte, habe ich den unter obigem Titel in Nr. 39 der „Pyramide“ erschienenen Hinweis auf die städtischen Sammlungen von M. Dennig mit Freude gelesen, und ich wünsche, es möchte dem Artikel die von seinem Verfasser erhoffte Wirkung einer stärkeren Beachtung der tatsächlich sehr schwach besuchten Ausstellung beschieden sein. Wenn ich zum gleichen Thema das Wort ergreife, so geschieht dies, um den Leser auf einiges aufmerksam zu machen, was M. Dennig in seinen interessanten, hauptsächlich die bauliche, verkehrstechnische und geschichtliche Entwicklung behandelnden Ausführungen nur angedeutet hat, was aber — ich konnte mich davon häufig überzeugen — die Aufmerksamkeit der Besucher ebenfalls stark gefangen nimmt. Es sind die Stoffe, welche uns zu den Sitten und Gebräuchen und zur Arbeitsweise früherer Zeiten hinführen.

Reizvolle bunte Trachtenbilder, die an den Wänden der kleinen Abteile hängen, erweisen uns als erste diesen Dienst. Ihnen schließen sich Darstellungen des in einfachsten Formen sich vollziehenden werktätigen Lebens unserer Gebirgsbewohner an. Veranschaulicht „Die Strohflechterei“ die Entstehung des Strohhalbes, „Die Uhrmacherei in der Neustadt“ die größte Genauigkeit fordernde Herstellung der Zeitmesser, so macht uns „Das Hansschleichen“ und „Die Spinnstube“ mit der Gewinnung und Verarbeitung der Gespinnstfasern bekannt. Mit Spannung verfolgen wir die Arbeitsstufen in der „Glasbläserei“, dann auch „Das Holzflößen bei Wolsach“, wo kraftvolle Männerhände mit Geschick und Ruhe das Floß über das Wehr hinabstauern. „Der Holzäpfeltanz“, „Der Hammeltanz zu Hornberg“, „Der Hahmentanz in der Baar“ lehren uns die auf Tage des Werkens folgenden harmlosen Vergnügungen der Oberländer kennen, und „Brautzug“ und „Hochzeit“ führen uns vor, wie man dort freite. In einer richtigen Hochzeit gehört auch ein „guter Tropfen“. Mit einer gewissen Wehmut betrachten wir „Die Weinlese bei Mühlheim“, uns der Zeiten erinnernd, da sich auch der „Reisbefeldete“ ab und zu ein Glas des edlen „Markgräflers“ genehmigen konnte.

Wir schreiten weiter. Eigentümlich gezeichnete Standarten hängen über uns. Hobel, Säge und Birkel sind der einen aufgesteckt, eine Urne der andern, während eine dritte und vierte die Wahrzeichen der Sattler und Polamentiere tragen. An

der Decke des Glaskastens schweben in gläserner Umhüllung Band und Schiffschen. „Ehre der Berthen Weber Genossenschaft“, lautet die Inschrift des Gehäuses. Darunter stehen zinnerne Kannen (vom Jahre 1722) und ein mit kleinen Schildchen behangener Becher. Auf der Rückseite der Schildchen sind drei im Dreieck angeordnete Weberschiffchen eingraviert, auf der Vorderseite die Namen ehemaliger Leineweber aus Mühlburg, Daxlanden, Hochstetten, Eggenstein, Deutsch-Neureuth. Wir, die Menschen einer von leidenschaftlicher Unruhe erfüllten Zeit, mit ihren schweren wirtschaftlichen Kämpfen, einer Zeit, die von Autorität und Unterordnung wenig wissen will, sind in den Bannkreis der nach festen Gesetzen regierten Zünfte getreten. Schwer hat in Deutschland der der Macht geistlicher und weltlicher Herren unterstellte Handwerker um seine Geltung ringen müssen, und erst im letzten Abschnitte des Mittelalters hat das Handwerk durch den Zusammenschluß in Genossenschaften die seiner Bedeutung entsprechende wirtschaftliche, soziale und politische Stellung erhalten. Ganz Hervorragendes haben die Zünfte für die Hebung des Handwerkes und des Gewerbes getan. Starres Festhalten am Alten aber und Mißbrauch der Macht bahnten ihren Untergang an; Dampf und Elektrizität, welche der Fabrik die Herrschaft erzwingen, vollendeten ihn. Erneut hatten Handwerk und Gewerbe um ihre Existenz zu kämpfen. Dieses Ringen führte jedoch abermals zur Zusammenfassung der Kräfte, und heute finden wir wieder Zünnungen, allerdings wesentlich verschieden von den gleichnamigen Vereinigungen einer früheren Periode, den heutigen Lebensbedingungen angepaßt.

Die ausliegenden „Zunftbriefe“ gestatten einen Einblick in das zünftige Wesen. Lehrreich ist der „Lehrbrief“, den der vom Marggrafen Carl Friederich Bestellte Lust und Drangen Gärtner Dome auch zugleich die Völlige Inspektion über Sämtliche hiesige Fürstlichen Lust und Rachen Gärten Gnädigst an vertrauet ist“, ausgestellt hat und der also lautet:

„Ich Christian Thran Thue hier mit Dessenlich Kund und zu Wissen das Vorzeiger Dieses Gottfried Abraham Schneberger aus der hochfürstlichen Stadt Durlach gebürtig bey mir die hochtbl. Gärtneren Kunst erlernt und seine drey Lehrjahre als von dem 2ten April 1752 bis dahin den 23. April 1755 vollkommen ausgestanden und gelernt, sich auch in solcher Zeit from, fleißig und getreu verhalten, auch was Ihme anbefohlen worden also verrichtet und abgelegt, wie es einem

getreuen und fleißigen Lehr-Jungen obliegt und gebühret, so daß ich jederzeit mit Ihme wohl zu Frieden und content gewesen, hätte ihn auch wegen seines fleißigen und getreuen wohl Verhaltens gerne länger leiden und hinführ vor mein Gärtner-Gesellen bey mir behalten und gebrauchen mögen, weil er aber jcho um mehrerer Erfahrenheit willen in der löblichen Gärtner-Kunst willens, sich anderwärts zu versuchen vorgenommen und Lust hat, und zu dem Ende mich um einen Schriftlichen Schein seiner Lehr und Wohlverhaltens halben gebührend ersucht. So habe ich ihm solches nicht abschlagen können, sondern vielmehr gerne und willig hierinnen beförderlich seyn wollen gelanget demnach an alle und jede weß Standes Personen sie seyn mögen, insonderheit aber diejenigen so dieser löblichen Gärtner-Kunst zugethan seynd, hiermit mein Respective unterthänigst Dienst und freundliches Bitten, Sie wollen obgedachten Gottfrid Abraham Schneeberger, wegen dieser löblichen Gärtner-Kunst und seines Wohlverhaltens halben alle Gnade, Gunst und erspriechliche Promotire erweisen und dießes wahrhaftigen Zeugniß dienlich genieszen lassen und vollkommen Glauben beysetzen, solches bin ich einem Standes gebühr nach alles Vermögens hinwiederum ganz willig und beslißen zu verschulden. Urkundlich habe ich dießen Lehr-Brieff eigenhändig unterschrieben und mit meinem gewöhnlichen Petchschafft bekräftigt. So geschehen und gegeben in unserer

hochfürstlichen Residenz Stadt Carlsruhe den  
2ten April 1755.

Christian Thran."

Wandel der Zeiten! Vor einigen Monaten wurden hier von gewisser Seite die Lehrlinge zum Kampf gegen ihre „Ausbeuter“, die Lehrherren, und zur Bekämpfung der „schändlichen Lehrverträge“ aufgefordert.

Wenden wir noch einen Blick in den erwähnten Glasschrank, so bemerken wir verschiedene Feuerzeuge, Schlagfeuerzeug, Döbereiners Zündmaschine, Stipphölzer und Phosphorreibhölzer, unscheinbare Dinge, die aber gleichfalls eine berechtete Sprache führen, wenn wir sie als Glieder einer langen Entwicklungsreihe betrachten. Die Behandlung des Holzes brachte den Menschen der Vorzeit die Erfindung des Reibfeuerzeuges, wie es von den jetzt lebenden Naturvölkern noch angewendet wird: In einem auf der Erde liegenden Brettchen wird ein senkrecht gehaltener Stab so lange gedreht, bis sich Funken bilden die dürres Gras, Laub oder Moos entzünden. Aus der Bearbeitung der Steine erwuchs ihnen das erste Schlagfeuerzeug, bestehend aus starken rauhfantigen Feuersteinmessern, die aus Schwefelkiesknollen Funken hervorlockten. Die Bewohner Italiens benutzten hierzu mit Schwefel eingeriebene Steine. Die Teile des bei uns bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts alloemein gebrauchten Schlagfeuerzeuges waren Stahl und Feuerstein nebst Runder oder Schwamm. Lange dauerte es bis die Herstellung eines Feuerzeuges gelang, das die Zündung schnell herbeiführte. Da erfand Döbereiner seine Zündmaschine, Berthollet die sogen. Stipphölzer, Kämmerer die Phosphorreibhölzer, Wöttger die „Schweben“. Die Endglieder in der Reihe bilden unsere Taschenfeuerzeuge, die Gasanzünder für Gasherde und die Selbstzündler an Gaslampen.

Zu nicht minder anregenden Betrachtungen geben die ausgestellten Beleuchtungsmittel, Windlicht, Leuchter mit Lichtpulschere, Modérateur- und Studierlampe, Veranlassung. Lichtspan (siehe „Spinnstube“) und Fackel ließen die Flammen aus ihren harzigen Bestandteilen entstehen. Mit Harz, Wachs oder Fett getränkte Flachschnüre stellten die ersten Kerzen dar, während Kerzen in unserem Sinne erst im 3. Jahrhundert bekannt wurden. Mancherlei Mängel hasteten ihnen an.

## Hans Heinrich Ehrler / Helene, die Magd.

Sogar von den Dienstboten, die sonst ganz den weiblichen Unterhaltungsbedürfnissen vorbehalten sind, singen wir vier nahen Freunde gestern abend beim Wein an, gediehen aber mit dem Gesprächsstoff auch nicht über die kleinlichen Nostalgien hinaus, von denen sich die Frauen beschwert finden. Wir kamen uns am Ende etwas unwürdig entgeist vor und wollten uns mit einem kräftigen Trunk wieder ins Männliche retten, da erzählte der seit Jahresfrist verwitwete Doktor, der ein Dichter ist, in seiner ersten besonderen Art folgende besondere Geschichte:

„Wüßte nicht, was sie Besseres erfinden könnten, als wenn die Kerzen ohne Rußen brennten,“ seufzte Goethe. Nun, sein Wunsch ist erfüllt. Der fest geflochtene und mit Schwefelsäure behandelte Docht gewährleistet ein ruhiges Brennen, und die Verwendung des harten Paraffins anstelle des weichen Talges erhöht die Güte der Kerzen. Ein altes Beleuchtungsmittel ist die Dellampe, die zuerst die Form einer anfänglich offenen, später geschlossenen länglichen Schale hatte. Eine Verbesserung stellen die zur Sammlung gehörigen Lampen dar. Belde sind Müßlampen. Da Müßl nur 2 Zentimeter im Dochte in die Höhe steigt, sehen wir bei der Studierlampe den Delbehälter seitlich hoch oben angebracht; bei der Modérateurlampe wird das Del aus dem Fuße der Lampe in die Höhe gepumpt. Die Einführung des leichtflüchtigen Petroleum (etwa 1850), das sich im Dochte 15–20 Zentimeter aufwärts drängt, führte zu einer Vereinfachung der Konstruktionen. Raslos sann der Forscher, geist weiter. Gasbeleuchtung und Gasglühlicht, elektrische Glühlampe und Vogenlampe, Testlicht und Acetylenbeleuchtung kennzeichnen sein Wirken.

Es sei mir nur gestattet, von den übrigen Sammlungstücken noch einige besonders zu erwähnen. Auf einem kolorierten Kupferstück, der den Auftrieb eines Luftballons darstellt, lesen wir „Abbildung des am 3. Oktober 1801 von dem Mechanicus Drechsler auf dem Schloßplatz zu Carlsruhe in die Höhe gelassenen Denkmals des uns den Frieden bringenden neunzehnten Secull.“ das ebenjowenig die ausgesprochene Friedenssehnsucht erfüllt hat, wie es vermutlich das 20. Jahrhundert tun wird, in dem ein sogen. Friedensvertrag uns zwingt unsere Flugzeuge mit Luftschiffballen und -werken zu vernichten, uns nicht einmal gönnend, die Verkehrsmittel, die deutscher Geist geschaffen, unbeschränkt untrügerischen Zwecken dienstbar zu machen. — Quittungen über Pfundzoll, Pflaster-, Wagner-, Fahrdrum- und Thorsperrgeld („Zahl zwey Kreuzer Thorsperrgeld der Residenz Stadt Carlsruhe“), entlocken uns, die wir Abgaben jeder nur erdenklichen Art leisten dürfen, ein verändnisvolles Lächeln. — Drei leberne Böschelmer aus den Jahren 1784, 1788 und 1847 erzählen von der Erziehung der Einwohner zum Gemeinfinn. Jeder Bürger, der heiraten wollte, mußte sich nämlich, so sagte man mir, einen solchen Eimer anschaffen, um im Falle der Feuergefahr helfend eingreifen zu können.

Ferner sei hingewiesen auf die Abteilungen badisches Militär, Bürger- und Feuerwehr, Buch- und Kunstdruckereigewerbe in Carlsruhe im 19. Jahrhundert, Weinbrenner und seine Schüler, badische Künstler und auf die lebensvoll wirkenden Plakette Karlsruher Persönlichkeiten.

Zum Schluß darf ich vielleicht kurz auf die Anregung eingehen, die M. Dennig in seinem Artikel gibt, und dazu bemerken, daß, wie ich von unterrichteter Seite erfahren habe, schon seit längerer Zeit die Absicht besteht, die Sammlungen in geeigneter Räume zu verlegen; doch ist es bis jetzt nicht gelungen, solche, die wirklich eine Verbesserung bedenten würden, zu erhalten. Auch die augenblicklich schwebenden Verhandlungen haben bis jetzt zu keinem befriedigenden Abschluß geführt, so daß die Sammlungen wohl noch einige Zeit am alten Plage bleiben dürften. Möge mancher Bewohner unserer Stadt seine Schritte dahin lenken; er wird vieles finden, was ihn fesseln dürfte. Ausstellungstage sind Sonntag (11 bis 1 Uhr) und Mittwoch (10–12 und 2–4 Uhr). Auswärtige Besucher und hiesige Interessenten — auch Schulen! — haben auch an andern Tagen und Stunden Zutritt. Im gleichen Hause befindet sich das städtische Archiv, dessen Bestände an Bildern, Plänen, Karten und Büchern dem Publikum auf Wunsch zu Studienzwecken zur Verfügung gestellt werden.

Meine ja gewiß schöne und, wenn man es so nennen will, empfindsame Frau hielt darauf, auch immer ein schönes, wohlgefälliges Dienstmädchen um sich zu haben. Es sollten nach ihrem Willen nur freundliche Geister im Haus sein, das innerer und äußerer Reinheit Wohnung war.

So kam eines Tages Helene, die Tochter eines Kleinbürgers, aus ihrem Geburtsstädtchen zu uns. Sie freute sich auf die neue Magd, welche ihr auch einen Wurf Heimatluft mitzubringen hatte.

Helene war denn wirklich ein frisches, warmes Ding, eine noch in ihrer Hülle atmende Unschuld. Die Achtzehnjährige trat in die vornehme Umgebung zaghaft und heimlich erstaunt hinein. Bedächtig, doch mit einem rührend ernstem Eifer wurden die vielerlei Berrichtungen von der Jungfer angefaßt und dann ergriffen, bis alle sich rasch zum natürlichen Gemebe von Hantierungen eines naiv gescheiterten Kopfes und freudigen Herzens ausspannen, ein feiner sicherer Einschlag in unserem kleinen Hausbetrieb.

Es waren das ein paar Wochen reizvoller Beobachtung, und ich teilte das Vergnügen meiner Frau Margret an dem Werdegang beinahe schwärmerisch. Ohne daß ich es mir eingestand, hatte der unwägbar magische Ueberfluß, der aus gesunden unerschlossenen Mädchen quillt, auf mich gewirkt, und bald entdeckte ich, wie ich in der Nähe unseres Schütlings von hundert kleinen inneren und äußeren Verlegenheiten betroffen wurde.

In instinktiver Abwehr rückte ich mich sparsam zusammen. Der Herrin Zuneigung dagegen wurde immer verschwenderischer. Sie schaffte noch eine Nebenmagd an zu den groben Arbeiten und (wir waren kinderlos) zog Helene als eine Art Hausfräulein enger in unseren Kreis hinein. Ihr Vertrauen in den alten ehelichen Zusammenwuchs blieb dabei so unberührt, als ob es überhaupt nicht denkbar wäre, darin ein Gewicht auch nur leis zu verschieben. Ich beschloß hinwiederum mit einigem Nachdruck, mich der klaren Seele würdig zu erweisen.

Nun kam noch eine Bemerkung dazu, die mir sonst im Leben nie so aufstieg. Es schien, als hätten die beiden Landsmänninnen von ihrer Heimat her eine besondere gemeinsame Grundfarbe ihres Wesens an sich; schier wie verwandt standen sie manchmal vor mir, beide reich braunhaarig mit weiten graublauen Augen und sehr weißer, rot behauchter Haut. Nur war meine Frau dünnwandiger und durchgepflegt, während das Mädchen in den Schalen ihrer ungefügigeren Herkunft noch gebunden blieb, darum aber auch den kräftigeren Geruch ihrer Rasse an sich trug. Die zarte Aeltere genoß sichlich von dieser Kraft der Jüngeren, und ich beobachtete sogar, wie sie ihre Sprache, welche mir vordem ob der beinahe zu einem Stil gehobenen Reinheit auffiel, in dem Umgang wieder zum leichtesten Dialekt mischte.

Da eine spätere Erkenntnis wagte sich schon unter diesen Erfahrungen an die Schwelle meines Bewußtseins. Ich sah, wie durstig der Lebensbrunnen Frau Margrets sich aus den heimlichen Erdwassern tränkte, als drohe er selber müd und leer zu werden, und wie ihr Atem nach einer gleichsam wiedergefundenen Gartenluft mitterte, als wäre er im Schwinden und in Not gewesen.

Ich überprüfte, in Unruhe gebracht, unauffällig den Gesundheitsstand der so Bedürftigen und fand wirklich, daß da etwas sorgsam zu behüten sei. Auch als einstiger Arzt fesselte mich der Fall, und ich fühlte mich manchmal in der Entdeckung eines neuen, wunderbaren, umformenden Heilmittels stehen, wenn ich bemah, was dem geschwächten Wesen von dem Sammelbecken ausfloß. Das Wort „Freundschaft“ gewann in dieser Entdeckung den Glanz einer Offenbarung.

Dabei wurde Helene unbewußt zur Spenderin und nahm die wohlthuende Gebärde einer immerwährenden Bereitschaft an. Wenn die andere neben ihr sitzend die schmale Hand zu ihr hinüberschob, legte sie ihre Hand darauf; auch als Zuschauer spürte man den stillen Heilstrom mit der bescheidenen inständigen Berührung sich einschalten.

Ich selber verlor durch die Verschiebung unvermerkt an Wert. Manchmal mußte Frau Margret ihre Empfindungen mir auffällig näher rücken, um mich nicht als den Sinn und Mittelpunkt ihres Lebens zu vergessen. Diese plötzlichen Zärtlichkeiten aber bedrängten mich mehr als sie mich beglückten, denn ich wollte jenen Vorgang der Gesundung nicht ablenken und wollte auf meinem Beobachtungsstand bleiben.

Im Tiefsten jedoch hatte sich trotz der errichteten Schutzwehr auch meine Natur der jungen Gefühlsquelle zugekehrt. Unter der Decke einer dankbaren Verpflichtung, welche ich um meiner Frau willen mir auferlegen konnte, spielten sich mehr und mehr ritterliche Aufmerksamkeiten aus dem Jaun meiner Zurückhaltung heraus. Das bereicherte unser Zusammensein, und eine würzige Heiterkeit blühte in unserer Gemeinschaft erquickend auf.

Das Landkind wurde in unsere geistigen und künstlerischen Liebhabereien eingeführt als überraschend empfängliche Seele. Ich

durste ihr so etwas wie ein Lehrer, oder besser gesagt, wie ein Gärtner werden; der Ruf „Helene“ überraschte mich manchmal aus meinem eigenen Mund ob seines schön gehobenen Klanges.

Was ich abends unter dem Licht der Lampe vor, fühlte ich, wie meine Worte zu den zwei nebeneinander sitzenden Freundinnen ins Dunkel gingen und in ihren Gedankenräumen wieder leuchteten, manchmal wurde es, als säße nur Eine dort, und das war nicht mehr die wesenlos gewordene Frau Margret, sondern die Neue, Helene. Ich brach dann wohl irgendwie erschrocken ab in eine schwere Stille hinein, die erst ein feines gescheites Wort der Aelteren aus der Ecke her wieder aufhob und erleichterte.

Frau Margret und ich spielten auch zusammen Klavier. Früher war das eine Feler zu zweien gewesen, darin wir uns einander gaben und ineinander aufgelöst wieder fanden. Jetzt hatten wir eine Zuhörerin; die Wellen unseres Spieles und der Zug der Stunde leiteten nun dorthin, wo Helene sich tief in den Ruhestuhl barg. Ihr spielte Frau Margret und ihr spielte ich. Ihr zur Lust und ihr zur Rührung lüchelten und beschwerten wir uns selber. Waren wir fertig, ließ Frau Margret hin und holte sich den Dank, dieweil ich die aufgetriebenen Gefühle stumm in mir zudecken mußte. Einmal war Helene während des Spieles unhörbar hinausgegangen. Wir fanden sie draußen in meinem Zimmer am Fenster stehend und in die Sternnacht hinausschauend. Frau Margret nahm das jettam ergriffene Mädchen an sich und küßte es. Dabei hatten wir etwas lustig Heiteres von Handn gespielt.

Helene mußte meine Frau ungewöhnlich lieb haben. Denn sie packte sich ihr nach und nach auch in der Tracht an, im Haar geflecht, in der Lieblingsfarbe der Kleidung, im Abmaß der Bewegung. Das geschah unaufdringlich, natürlich, bescheiden, so daß die Herrin immer noch die freiwillige und darum nur wertvollere Dienerin neben sich sehen konnte.

Für mich brachte diese langsame Wandlung neue Bedrängnisse. Das junge Leben erschien, dem blässeren Vorbild sich annähernd, um so blühender und gefüllter. Wenn es etwa im Licht der Sonne vor mir stand, mußte ich mich halten, um nicht danach zu greifen; und immer mußte ich locker werdende Regungen in mir vermauern.

Ich versuchte mich wieder ausschließlich um Frau Margret herumzulegen und sie in der Lust meiner Liebe zu halten, aber ich erfuhr endgültig, wie sich ihre Fühlsäden zu Helene hin entzogen und dort gleichsam festgelogen hatten.

Das Mädchen war zwischen uns geraten und hatte die Herrin von der einen und den Herrn von der andern Seite in Abhängigkeit gebracht. Bloß ich sah diese gefährliche Verlagerung, die beiden blieben zunächst harmlos dem Spiel der dunklen Kräfte hingegeben. Mich dagegen ergriff zeitweilig helllichtige Angst, welche doch nichts Entscheidendes in mir bewegte, vielmehr eine gewisse verwegene Spannung hervorlockte.

Das so unwissend seiner emporgehobenen Stellung sich freuende Mädchen entfaltete ihre von Reizen angefüllte Geheimkammer immer holder. Sie umsorgte auch mich mit allem Schmutz ihrer Natur. Meine Stube wurde unter ihren Händen ein kleiner Garten von Sträußen und heller Zier. Der atmete von ihrer Gegenwart, auch wenn ich allein darin war; wenn sie manchmal mit etwas hereinkam, hätte ich ihr plötzlich und heftig danken sollen.

Lut sie das dir? wagte ich mich dann in der Stille zu fragen und griff nach den Rosen oder den Nelken mit dem beglückten Gefühl eines mir offenbaren Besitzes. Für das Gefühl fand ich eine weiblich fein dagegengestimmte Bestätigung darin, wie Helene in das Zimmer der Frau Margret mit Vorliebe Sträuße von weißen Margeriten stellte.

Auch zeigte sich allgemach ein nicht weniger feiner Unterschied in der Art ihrer Dienstbarkeit. Diese wurde an mir eine Kette von sorgsam verhüllten Gefälligkeiten, meinen unausgesprochenen kleinen Wünschen untergelegt, nach der andern Seite hin aber die zärtliche Fürsorge immer milder Hände.

Ich glaubte mich zu retten, indem ich zum lebhaft tätigen Teilnehmer dieser Fürsorge wurde. Doch jetzt indessen küstete und erleichterte sich deren Gegenstand zu einem mehr und mehr unsinnlichen Frauenwesen. Ich durchschaute plötzlich, Frau Margret sei das eigentlich immer gewesen und unsere Gemeinschaft sei nichts anderes als eine merkwürdig ineinandergewobene Freundschaft geblieben.

In einer Mappe meines Schreibtischs legten sich mit Versen beschriebene Blätter aufeinander, die nur für mich in diesem Wir-



sal entstanden. Als ich einmal unvermutet heimkam, lag die vergessene Schreibmappe Helenes daneben mit heimlichen Abschriften. Ich ging wieder leis zurück und ließ der Inhaberin Zeit, das vermeintlich noch unentdeckte Eigentum an sich zu nehmen.

Der Vorfall beleuchtete mir mit einem Scheinwurf, wie auch in dem Mädchen geschehen war, was geschehen mußte. Fortan, wenn ich meine Verse wieder las, oder wenn ein frischer hinzukam, vernahm ich sie immer in der Resonanz von Helenes Stimme, und wenn Helene vor mir stand, meinte ich oft, ihr Mund werde anfangen, mir eins der Gedichte zu sprechen. Ich sah diesem Mund an, wie viele mal er sie in der Stille gesprochen hatte.

Auch ein anderes Zeichenpiel schenkte mir der Mund. Helene hatte sich als ihr Vorrecht angewöhnt, mir vormittags ein Glas Portwein in meine Stube zu bringen. Eines Tages, als ich den dunklen roten Trank in der Sonne funkeln ließ, bemerkte ich am Rand des Glases den Tau einer feinen Lippenspur, so als hätte jemand ganz vorsichtig ein paar Tropfen weggenippt. Ich trank langsam und in langen Pausen den Wein an der kostbaren Stelle leer. Am nächsten vormittag war es wieder so, und jedesmal war es so; immer ein auserwählt geheimer Tausch und das Elixer, das aurum potabile all jener Zeit.

Frau Margret schenkte der Freundin einen ihr bisher sehr lieben Bernsteinschmuck und gab damit der Verähnlichung gleichsam noch die äußeren Kennzeichen. Meinen tieflich gewordenen Augen erschien die Gabe dahinter wie das Symbol eines abgetretenen Erbes. Als ich Helene zum erstenmal mit der wolkig gelben Kette um den Hals und mit den gleichen Gehängen in den Ohren sah neben der nun schmucklosen Geberin, packte mich wieder jene Angst, vor der uns zu retten ich doch nicht den Willen fand.

„Ist sie nicht schön?“ frug Frau Margret, als hätte sie selbst das Wunderwerk jungfräulichen Liebreizes geschaffen.

„Ja, sie könnte Deine Schwester sein“, antwortete ich, um das Lob, meine Erregung und des Mädchens Verlegenheit zu zertheilen.

Wenn ich spät heimkam, stand ich manchmal vor Helenes Tür hingezogen und horchte nach den Atemzügen der Schlafenden. Dann saß ich lange im Bett aufrecht und streichelte meiner auch im Schlaf versunkenen Frau die schmale auf der Decke nebenan liegende Hand.

Ein Urlaub änderte nichts an mir; er hatte die Beiden noch enger verschwistert und ineinander gemischt. Ich gab mich wieder der Gemeinschaft hin, fand aber keine Ruhe. Auch Helene schien um ein gestörtes Gleichgewicht bemüht und fiel in wechselnden Stimmungen umher.

Eines hellen Nachmittags fuhren wir mit Pferden über Land. Frau Margret hatte ein neues, weißes Spitzenkleid an und sah darin sonderlich zart durchschienen. Blinkende Launen flügelten um sie. Auf einer Waldwiese hielten wir Rast und lagerten uns.

Da auf einmal sprang sie auf, stellte sich vor einem in der Sonne leuchtenden Weißdorn etwas zierhaft zurecht und tanzte. Das Sonnenlicht machte ein flimmerndes Wunder aus dem unerwarteten weißen Spiel, bis der verführte und berauschte Leib wieder zu uns herunter sank.

Helene saß in Bewunderung verstummt und lehnte ab, gleichfalls zu tanzen. Vielleicht, weil nicht auch ich sie aufforderte.

In dieser Nacht vor dem Einschlafen sprach es auf einmal neben mir mit Frau Margrets Stimme:

„Du, wenn ich einmal nicht mehr da wäre, hättest Du gleich wieder jemand zu lieben.“

Ueberrascht und wie in meiner geheimsten Scham aufgedeckt, konnte ich nichts darauf sagen. Nach einer Weile hörte ich wieder:

„Ich lasse Dir sie, sie ist gewiß für Dich zu uns gekommen.“  
Wieder vermochte ich nicht zu antworten.

„Ich liebe sie, und Du wirst mich in ihr lieben.“

„Sie gleicht mir auch.“

„Ja, vielleicht ist sie meine Schwester, die dabeiben soll.“

Schwer beruhigte ich die traumhafte Ekstase der wie eine entkörperete Seele Schwärmenden; die wieder jäh ausbrechende Sorge hielt mich bis zum Morgen wach. Als ich die Ausgeschlafene an mich zog, schien das Gestrige und das Nachtgespräch in ihr vergessen. Nur eine leis sinkende gebrochene Heiterkeit trug sie in den Tag hinein.

Am Nachmittag war Frau Margret auf Besuch außer Haus. Schmerzlich zerrieben sich mir die Stunden. Von Gefühlen befallen ging ich, was ich sonst in ihrer Abwesenheit nie tat, zu ihrem Zimmer hinüber.

Doch dort, mitten in dem lichten, kornblumenblauen Gemach stand Helene, erschreckt aus einem steilen Tanzschritt herunterfallend. Als erfröre die Gestalt plötzlich und wäre doch nach angefüllt von phantastischer Blut, stand sie vor dem Schrankspiegel in dem neuen weißen Spitzenkleid, das am Tage vorher die Freundin getragen hatte. Rührend hilflos schaute mich das Mädchen an. Das Kleid war zu eng und der Körper drückte sich knapp umspannt darin aus.

Ich wollte mir Frau Margret denken, aber es war doch Helene. Grell sahen meine Augen, wie das vordem so seltsam anders gegangen zu sein schien, so als hätte die Jüngere der Älteren von sich gegeben. Nun hatte sie ihr alles genommen und stand schön und reif für die Schwindende da. Ich frug mich umsonst, wer uns mit solchem Zauber geschlagen habe.

„Helene, was tust Du?“ rief ich unbestimmt versuchend, als wäre es ein Irribild.

„O Gott, wie ist das arg!“ ... Ihre Stimme zerbrach und sie deckte das Gesicht in die Hände hinein.

Ich ging zu ihr hin, öffnete das Verschllossene wieder. Zwei Augen schauten mich sternhaft an und das bebende Mädchen tief mir zu in meine Arme. Doch wagte ich keine Liebesung und strich nur immerzu sanft über das freie Stücklein Nacken.

Als Helene wieder gestillt aus sich hervorkam, gab sie mir geneigten Kopfes die Hand und ging hinaus.

Ich erzählte Frau Margret nichts vor dem Vorgang.

Am andern Morgen war Helene fort. Ein hinterlassener Brief sagte uns, sie sei vom Heimweh befallen worden und könne nimmer wiederkommen.

Wenn man die Luft aus unserem Haus und unseren Stuben genommen hätte, wäre es nicht so absonderlich leer gewesen, wie damals. Mir schien aller Sinn aus der Umgebung, ihren Dingen und aus mir herausgebrochen; Frau Margret blieb wie ein Blatt, das von seinem Zweig gefallen, oder wie ein Glied, das von seinem Leib geschnitten.

Es war etwas Lebendiges bei uns gewesen, das nun weg war.

Ich fuhr mit der Eisenbahn fort, Helene wieder zu holen. Ich sah sie nicht, und ihr Vater überzeugte mich von der Vergeblichkeit meines Suchens. Das Mädchen war auch nicht mehr daheim.

Meine Frau erlosch dann. Ich brachte sie ins Hochland. Die ärztliche Kunst und mein menschlicher Liebeswillen versagten und versiegten in dem grausamen Schwund des entleerten Lebens.

So blieb ich übrig als einsamer verworrener Mensch. Ich bin mir nicht immer klar, ob das seltsame Mädchen, das mir meine Frau weggeehrte, ein Geschöpf des Wahns oder der Wirklichkeit war. Und doch trage ich als den einzigen Glanz mit dem Geruch ihres jungen Körpers noch die heimliche Erwartung in mir herum, Helene müsse eines Morgens auf meiner Schwelle stehen und auch Frau Margret sei in ihr wieder gekommen.